

Ein eingebildetes Leben

Hermann Kants neues Buch »Okarina«

Von Hans-Georg Soldat

Kennt noch jemand das Statut der Schriftstellervereinigung, der Hermann Kant elf Jahre, bis März 1990, vorsah? »Die Mitglieder des Schriftstellerverbandes der DDR anerkennen die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei in der Kulturpolitik«, hieß es da beispielsweise. Schon in seinem biographischen Rechtfertigungsversuch von 1991, den Kant als notorischer Kinogänger »Abspann« nannte, war er nach Kräften bemüht, diese Anbindung zu relativieren – eine Interessenvertretung sei der Verband unter seiner Ägide geworden, schreibt er, solch ein Satz reine Phrase. Ständig hätte es Auseinandersetzungen mit der Partei gegeben, und was er da alles gerichtet habe, werde heute ignoriert. Oh nein – vergessen ist aber auch nicht, wie er mit Autoren umging, wenn es anders opportun war; das heißt, wenn es die SED-Führung und das Ministerium für Staatssicherheit ernsthaft wollten; immerhin wurde er dort als inoffizieller Mitarbeiter »Martin« geführt.

»Ich berichte nicht von einem Leben, das ich hätte führen sollen, führen müssen, sondern von einem, das ich führte«, heißt es im »Abspann« auf Seite 129. Natürlich erzählte er genau das nicht, seine Lebensbeschreibung war eher geschwätzig Apologie, sie enthielt bezeichnende Lücken, besonders wenn es um das Thema Stasi ging, insgesamt ein schönrednerisches unzuverlässiges Zeitdokument.

Möglicherweise war das grundlegende Motiv für Kants neuestes Buch, »Okarina«, die Lust, erneut sein Leben darzustellen: diesmal nicht so, wie er es hätte führen sollen, müssen oder vorgeblich geführt hatte, sondern wie er es hätte führen wollen. Ein bisschen Bohemien, ein bisschen roter Bürgerschreck, klassenbewusst, aber nicht doktrinär,

mit losem Mundwerk und rascher Intelligenz, mit einigen hochrangigen Freunden, die einem aus der Bredouille helfen, von den Frauen geliebt und als Diskussionspartner gefragt.

Ausgangspunkt für die neue Ich-Erzählung ist ein Satz aus dem »Abspann«: »In Hamburg hatten mich meine Leute als künftigen Buchdrucker gesehen ...« – in »Okarina« ist er es. Ein »Schweizerdegen« sogar, Drucker und Setzer also zugleich. Worauf erst einmal eine fast hundertseitige Nacherzählung des »Aufenthalts« folgt, des vielleicht ehrlichsten Buches von Kant, das seine Kriegsgefangenschaft und Haft in Polen schildert. Eine weitere Bemerkung aus dem »Abspann« stellt dann die Weichen für das restliche Buch: »Ich erzählte [...] vom Pferdekarren, der in der Dietzgenstraße die Bahn behindert hatte, und der Eisbarrenhändler, dem das Fahrzeug gehörte, hieß doch tatsächlich Josef Stalinski.«

Doch nicht Stalinski ist der Protagonist, sondern ein Ronald Slickmann, der Fahrer dieser Kalesche, der sie nebenbei benutzt, um undurchsichtige Ost-West-Schmuggeltouren zu unternehmen. Da er jedoch Parteimitglied ist, vermutet der Ich-Erzähler bald, dass dabei staatliche Stellen eine verdeckte Rolle spielen. Daneben gibt es noch den »Großen Dramaturgen« Gabriel Flair, einen verdienten Genossen, kulturpolitisch schwankend, aber aus echt proletarischem Schrot und Korn. Der Ich-Erzähler, Slickmann und Flair bilden Kants Troika, die sich die ganze DDR hindurch die Treue hält. Am Ende lebt der Ich-Erzähler auf dem Land in Mecklenburg und beschäftigt sich ausgiebig mit der Heizung seines Arbeitszimmers.

Gibt es irgendeinen Grund, diesen Roman zu lesen, der weit länger ist als seine Seitenzahl? Kaum. Man grübelt, warum Hermann Kant ständig alle möglichen Machenschaften der Geheimdienste imaginiert, man registriert, dass der Ich-Erzähler wortkarg von einem Freund in West-Berlin berichtet, der in der DDR verhaftet und von ihm im Stich gelassen wurde – gab es nicht so etwas Ähnliches auch im wirklichen Leben Kants? Was war mit Hans-Joachim Staritz, den Kant bei dessen Verurteilung 1958 zu acht Jahren Zuchthaus durch ungenaue Angaben belastete? Zeuge der Anklage aus Feigheit und um seiner Karriere

nicht zu schaden, wie das MfS damals abfällig notierte. Bekommt er jetzt doch einen Anflug von schlechtem Gewissen?

»Okarina« habe Stalin gespielt, erzählt der Schweizerdegen, der während seiner Haft in Warschau aus dunkel bleibenden Gründen heimlich in den Kreml zu einem Gespräch mit dem obersten Führer gebracht worden war. Warum nicht Okarina – Friedrich der Große spielte die mit der Okarina verwandte Flöte. Honi soit qui mal y pense.

Hermann Kant: »Okarina«, Roman. Aufbau Verlag, Berlin 2002. 463 Seiten, 22,50 €